

Luigi Zoja
Vaterbilder im Wandel

Sachbuch Psychosozial

Luigi Zoja

Vaterbilder im Wandel

Sozialpsychologische Überlegungen

Aus dem Italienischen von Rita Seuß

Mit einem Vorwort zur Neuauflage von Luigi Zoja
sowie mit einem Vorwort von Jörg Rasche

Psychosozial-Verlag

Bildnachweise: S. 77: Otto Dix, *Selbstbildnis mit seinem Sohn*, 1930
© VG Bild-Kunst, Bonn 2018; S. 190: Karikatur aus Kurt Halbritter,
Adolf Hitlers Mein Kampf © Der Abdruck erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Verlags Vitolibro, 2018; S. 228: Jan Saudek, *Life*, 1966
© Jan Saudek.

Leider konnten trotz intensiver Recherche unter Umständen nicht alle
Rechteinhaber ermittelt werden. Berechtigte Ansprüche sind an den Verlag
zu richten und werden auf Anfrage abgegolten.

Titel der italienischen Originalausgabe:
Il gesto die Ettore. Preistoria, storia, attualità e scomparsa del padre
Bollati Boringhieri, Turin
© 2000 by Luigi Zoja

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Unveränderte, um ein aktuelles Vorwort erweiterte Neuauflage der deutschen
Ausgabe von 2002 (Düsseldorf, Zürich: Walter). Titel dieser deutschen
Erstausgabe: *Das Verschwinden der Väter*. Für die deutsche Erstausgabe
wurde der Text der italienischen Ausgabe (1. Auflage 2000) gekürzt.

© 2018 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Foto: Glenyce Seaman

Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar,
sowie nach einer Idee von Svenja Rossow, München
ISBN 978-3-8379-2787-0

Für Giorgio und Marinella

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe von 2018	I
Vorwort von Jörg Rasche	9
Dank	11
Einleitung	13

Kapitel 1 Prähistorie

1. Die Säugetiere: ein Tierreich ohne Vater	26
2. Die Sexualität der Großaffen	31
3. Der prähistorische Horizont des Vaters	34
4. Der Entwicklungssprung zum Vater	37
5. Lucy wächst	48

Kapitel 2 Mythos und klassische Antike

1. Patriarchat und Matriarchat	59
2. Der historische Horizont des Vaters	67
3. Hektor	71
4. Odysseus	87
5. Der Mythos des Vaters als des alleinigen Erzeugers	105
6. Aeneas	117

Kapitel 3 Die Neuzeit und der Niedergang des Vaters

1. Vom römischen Vater über den Sohn zur Französischen Revolution	146
2. Von der Französischen zur industriellen Revolution	166
3. Die Ernüchterung durch den Krieg	173
4. Der Sturz des öffentlichen Vaters	186

Kapitel 4 Der Vater heute

1. Das Verschwinden des Vaters	199
2. Die Abdankung des Vaters: Flucht in die Vergangenheit	212

3. Die Abdankung des Vaters: Flucht in die Zukunft	220
4. Das Verschwinden der Geste des Emporhebens	236
5. »Brotverdiener«	248
6. Die Suche nach dem Vater	257
Schlußbemerkung	263
Anmerkungen	272
Bibliographie	284
Register	292

Vorwort zur deutschen Ausgabe von 2018

Ein vaterloser Ursprung

Seit dem *Moynihan Report* mit seinen alarmierenden Forschungsergebnissen zur afroamerikanischen Familie in den Vereinigten Staaten des 20. Jahrhunderts sind mehr als 50 Jahre vergangen (Moynihan, 1981 [1965]). Senator Moynihan stellte fest, dass sich deren Situation 100 Jahre nach der Sklavenbefreiung (1865) kaum verändert hatte, und forderte die Vereinigten Staaten auf zu handeln; eine rein passive Maßnahme – die Abschaffung der Sklaverei – habe nicht ausgereicht, um die Bevölkerung afrikanischen Ursprungs, die gewaltsam nach Amerika gebracht worden und der amerikanischen Kultur zum Teil fremd geblieben war, in die Gesellschaft einzugliedern.

Obwohl das Bewusstsein für dieses Problem gewachsen ist und die Präsidentschaft Barack Obamas dem Selbstwertgefühl Auftrieb geben konnte, hat sich seit Moynihan die Misere schwarzer Kinder, die ohne eine richtige Familie – und ohne ein Vaterprinzip – aufwachsen, noch verschlimmert: auch wegen der Klassenunterschiede, die sich weiter verschärft haben und den Afroamerikanern immer den letzten Platz zuweisen. Offiziellen Angaben zufolge wuchsen im Jahr 2014 nur 29 Prozent der afroamerikanischen Kinder mit beiden Elternteilen auf (Kristof, 2015).

Schon in seinem ersten Präsidentschaftswahlkampf hatte Obama am »Vatertag« (dem Father's Day am 15. Juni 2008) in einer afroamerikanischen Kirche Chicagos eine flammende Rede gehalten und daran erinnert, dass Kinder schwarzer Hautfarbe, die ohne Vater aufwachsen, statistisch gesehen neunmal häufiger die Schule abbrechen und 20-mal öfter im Gefängnis landen. Während seiner zweimaligen Präsidentschaft versäumte Obama keine Gelegenheit, die Väter zu loben, die für ihre Kinder da sind, besonders die afroamerikanischen. Er initiierte Kampagnen gegen die Abwesenheit der Väter und forderte sie auf, eine von ihm formulierte Verpflichtung gegenüber ihren Kindern zu unterschreiben (Obama, 2008).

Bei ihrer Ankunft auf dem neuen Kontinent waren die Vorfahren der Afroamerikaner all ihrer sozialen Bindungen beraubt, ihrer Familie, ihrer

Kultur und ihrer persönlichen Habe. Sie hatten nur ihre Sklavenketten, doch selbst die gehörten ihnen nicht. Paradoxerweise nahmen diese dunkelhäutigen Menschen den größten und nicht wieder gutzumachenden Niedergang vorweg, den die sogenannten Weißen erlebten: den Niedergang des Vaters, die Auflösung jener Konstruktion, die in der monogamen und patriarchalen Familie des Westens ihren Ausdruck gefunden und den Westen bei seiner Eroberung der Welt begleitet hatte. Über Jahrhunderte hinweg, seitdem man begann, sie gefangen zu nehmen und auf Sklavenschiffen nach Amerika zu verfrachten, besaßen diese Menschen, die nicht mehr Afrikaner waren und größtenteils bis heute keine vollständigen Amerikaner sind, weder eine soziale Gemeinschaft noch eine Familie. Sie waren nur verstreute Einzelne, ja nicht einmal das: Sie waren verkäufliche Ware. Ein in der Sklaverei geborenes Kind hatte nur seine Mutter, die es ernährte und versorgte, ihm das Sprechen und eine rudimentäre Bildung beibrachte. All dies stand im Einklang mit den Regeln, auch deshalb, weil die Sklavenhalter daran interessiert waren, ihren Warenbestand effizient zu vermehren. Für die Väter dagegen war nichts Vergleichbares vorgesehen. Verbindungen zwischen Sklaven waren rechtlich nicht anerkannt. Die Ehe ist ein offizieller Akt, den nur Rechtssubjekte vollziehen können. Versklavte Menschen konnten ihn ebenso wenig vollziehen wie Tiere. Faktisch jedoch gab es Familienverbände, die durch ihr gemeinsames tragisches Schicksal manchmal umso fester zusammenhielten. Die Sklavenhalter ermunterten sie sogar dazu: weniger weil sie die emotionale Bindung als einen Wert an sich betrachteten, sondern weil sich damit die Fluchtgefahr ihres zweibeinigen Eigentums verringerte. Der Vater jedoch, auch wenn er demselben Eigentümer gehörte wie Mutter und Kind, konnte jederzeit getrennt verkauft werden. Wie man in *Onkel Toms Hütte* lesen kann, bedeutete der Verlust der engsten Verwandten, deren Schicksal buchstäblich dem Markt unterworfen wurde, eine psychische Verarmung, die sich noch verheerender auswirkte als die materielle Armut. Geld allein war keine Lösung und ist es auch heute nicht.

Schon vor Jahrhunderten also nahm die Sklaverei in den Vereinigten Staaten mit der Absetzung des Vaters die moderne Auflösung der Familie vorweg. Es fehlte die Freiheit, aber es fehlte auch die traditionelle Basis – das Paar – und somit die Familie, ohne die die Freiheit bis heute, 150 Jahre nach dem Tag, an dem sie errungen wurde, nur von geringem Nutzen ist. Denn der Entzug des Vaters ist die Vorbedingung für die wirtschaftliche und soziale Armut der afroamerikanischen Bevölkerung. Die Irrelevanz des Vaters wird in der wichtigsten Norm deutlich, die damals den Rechtsstatus eines Bürgers bestimmte: Als frei wurde derjenige betrachtet, der als Kind einer freien Mutter zur Welt kam, als Sklave derjenige, der das

Kind einer Sklavin war.¹ Der Vater – oder besser gesagt: der Mann, der das Kind gezeugt hatte – kam in diesem Gesetz gar nicht vor. In Geschichte und Psychologie sind mit dem Begriff »Vater« Rechte (die Befehlsgewalt) und Pflichten (die Erziehung und Versorgung der Kinder) verknüpft, die es in der Sklaverei nicht gab. Doch es gibt noch einen weiteren Grund, weshalb der Vater verschwiegen und im Gesetz nicht berücksichtigt wurde: Ein beträchtlicher Teil der Schwangerschaften von Sklavinnen ging auf Sklavenhalter zurück, die ein billiges Vergnügen suchten. Durch moderne DNA-Analysen ist das, worüber jahrhundertlang nur gemunkelt wurde, zur Gewissheit geworden. Heute gibt es unter Afroamerikanern einen Tourismus der unterdrückten Erinnerung. Die Menschen suchen die Orte auf, an denen ihre Vorfahren gekidnappt worden waren. Ein einfacher Bluttest genügt, um das Erbgut zu bestimmen und zu wissen, aus welchem Teil Afrikas ihre Vorfahren kamen. Doch diese DNA bringt die Afroamerikaner auch wieder nach Amerika zurück. Einem Wissenschaftler von der Universität Harvard zufolge stammt ein Drittel von ihnen von weißen Männern ab (Bernard, 2013). Heute kümmern sich große Reiseagenturen (die Black Heritage Tours) um diese Belange. Sie arbeiten mit Labors zusammen, die mit einer einfachen Analyse den genetischen Code bestimmen. Die Sehnsucht nach dem eigenen Ursprung, die vor allem Entwurzelte verspüren, wird damit zu einem lohnenden Geschäft (ebd.).

Berührungspunkte zwischen postpatriarchal und präpatriarchal

Bei Männern ist der Rückfall in vorfamiliäre und vorkulturelle Instinkte grundsätzlich schwerer zu zügeln als bei Frauen. Der väterliche Inzest zum Beispiel ist ein häufigeres Phänomen als der mütterliche. Schon in der Natur, auf den Stufen der Evolution, die entwicklungsgeschichtlich dem Menschen nahe sind – bei den Großaffen –, paart sich die Mutter nicht mit dem Sohn. In der langen Zeit der körperlichen Nähe während des kindlichen Wachstums wurde dieser Instinkt in eine andere Richtung gelenkt. Ähnlich ist es zwischen Brüdern und Schwestern, zumindest wenn sie aus einer Trächtigkeit stammen. Der Vater (oder vielmehr: das männliche Elternteil) jedoch wird in Tiergesellschaften in der Regel durch dieses Verbot, das die zoologische Basis eines anthropologischen Fundaments bildet, nicht abgehalten: das Inzesttabu.

1 »All children borne in this country shall be held bond or free only according to the condition of the mother« (Virginia Statutes, Act XII, 1662; vgl. Williams, o. J.).

Im Zuge der Evolution von den Prähominiden zum Menschen wuchs mit der positiven Selektion auch die Zahl der Männer, die sich um ihre Kinder kümmerten, hatten doch solche Kinder eine höhere Überlebenswahrscheinlichkeit.

Wie im ersten Kapitel dieses Buches mit Margaret Mead dargelegt wird, fassten einige Männer den »Entschluss«, Frau und Kind zu ernähren; die Männchen im Tierreich tun dies nur sehr selten. Diese Männer wurden von der Evolution belohnt, weil ihre Kinder eine sehr viel größere Überlebenswahrscheinlichkeit hatten als Kinder, die nur von der Mutter versorgt wurden. Dieser »Entschluss« der Väter wurde weitergegeben: anfangs, so glauben wir, durch Selektion der günstigsten Variante instinktiven Verhaltens. Unter Bedingungen, unter denen sich die Nahrungsbeschaffung noch immer als sehr schwierig erwies, hatte derjenige, der sich am meisten für seine Kinder interessierte und sie mit Nahrung versorgte, mehr überlebensfähige Nachkommen. In gewisser Weise ging die Biologie nicht nur der zivilisierten Gesellschaft voraus, sondern auch dem jüdisch-christlichen Gebot der Nächstenliebe. Im Laufe der Zeit wurde dieser unbewusste »Entschluss«, für die Kinder zu sorgen, zur Verhaltensnorm. Ein intentionaler Akt wurde traditionsbildend, das heißt, er wurde auch kulturell weitergegeben und von jeder neuen Generation neu erlernt. Wird jedoch der »Entschluss«, für die Kinder zu sorgen, nicht immer wieder neu gelernt, kann sich dieses Verhalten abschwächen, denn es tritt in Konkurrenz zum instinktiven Verhalten des Männchens im Tierreich, das darauf abzielt, den eigenen Hunger zu stillen und sich mit möglichst vielen Weibchen zu paaren.

Die Männer, die Väter werden »wollten«, mussten sich zudem eine gewisse Disziplin und Härte aneignen: »Hektors Rüstung«, wie es im Abschnitt über den trojanischen Helden genannt wird – eine stärkere Beherrschung des Instinkts, als es für diejenigen erforderlich war, die einfach nur Männer blieben. Es handelt sich um eine präkulturelle Norm, die den Instinkt überlagert und heute noch an gewissen tollpatschigen Gesten ablesbar ist, die die Mütter ärgern oder zum Lachen bringen. Doch nicht hier liegt der entscheidende Punkt, sondern in der Tatsache, dass diese schwer zu fassende Schwierigkeit der Männer bei den Frauen keine Entsprechung hat: Erziehung und Instinkt sind bei ihnen gefestigter. »Warum«, so fragte mich einmal mit berechtigtem Ernst eine Gruppe polnischer Psychologinnen, »ist es so schwer, die Väter zu umarmen?«

In der Natur kennt und sucht das erwachsene Männchen vor allem die sexuelle Umarmung. Demgegenüber ist die schützende Umarmung eine im Wesentlichen vergessene Erfahrung: etwas aus einer Zeit, als es noch

ganz klein und vorwiegend passiv war. Und aus diesem Grund bleiben, trotz kulturell erlernter guter Manieren und Höflichkeit, intime Bekundungen der Zärtlichkeit oder des Beschützens im erotischen Gestus des Mannes schwierig, eher selten und oft linkisch. Und darüber beklagt sich dann seine Partnerin. Der Mann muss nachdenken, er muss sich ein bestimmtes Verhalten vornehmen. Die primäre Aufgabe, auf die sein Körper programmiert bleibt, ist der direkte Weg zur Sexualität, und Jahrtausende des Machismo haben dieser Grobschlächtigkeit das Überleben leicht gemacht. Man könnte einwenden, dass wir mit der Bedeutung, die wir diesem Instinkt beimessen, der gewalttätigen männlichen Sexualität ein Alibi liefern. »Sie hat mich provoziert«, sagt selbst der brutalste Vergewaltiger. Akte der Gewalt bemessen sich jedoch am objektiven Leid, das dem Opfer zugefügt wird, und auf dieser Grundlage werden Vergewaltiger verurteilt. Andernfalls müsste ein von einem Mann begangener Mord milder bestraft werden, weil Männer – in der Natur, aber auch in der Kultur – einen tiefer verwurzelten Tötungsimpuls besitzen als Frauen. Das soll uns aber nicht hindern, die subjektiven Gegebenheiten desjenigen verstehen zu wollen, der solche Akte brutaler Gewalt begeht; und diese Gegebenheiten sind bei Männern und Frauen zweifellos unterschiedlich.

Die Regeln und Gesetze haben sich historisch gesehen parallel zum Patriarchat entwickelt. Wie gesagt, die Männer mussten sich, um auch Väter zu werden, Normen geben. Sich diese Identität zu schaffen, sie mit einer gewissen Würde und einem Schuss Ironie zur Schau zu tragen und diese selbstauferlegte Disziplin schließlich nach außen zu projizieren: Aus diesem Kern entwickelte sich die in jeder Hinsicht reichste und komplexeste menschliche Gesellschaft, die des patriarchalischen Westens. Wie keine andere Gesellschaft in der Geschichte wurde sie – im Zuge der sogenannten Globalisierung – zugleich nachgeahmt und kritisiert. Doch während sich im 20. und 21. Jahrhundert ihre kulturellen Formen (die Marktwirtschaft, die Kommunikationsmittel) weiter in die anderen Länder ausbreiteten, erfuhr ihre private Form (die patriarchalische Familie) einen schweren Niedergang. Es ist keineswegs gesagt, dass sie die einzig mögliche ist; doch bisher wurde nicht gezeigt, welche anderen Formen an ihre Stelle treten könnten. Wie werden die äußeren Strukturen der Gesellschaft ohne diesen inneren Stützpfiler funktionieren?

Wir wissen lediglich, dass die männliche Identität insgesamt unter einem bisher unbekannten Zerfall leidet. Laut den Pisa-Studien der OECD in den führenden Staaten der Erde haben sich seit dem Jahr 2000 die schulischen Leistungen von Jungen im Vergleich zu denen von Mädchen kontinuierlich verschlechtert. In allen Ländern ist Mathematik das einzige Fach,

in dem Jungen noch gleich gut oder sogar besser sind als Mädchen (OECD, 2003). Der offensichtlichste Grund sind die unterschiedlichen Ideale, auf die sich die beiden Geschlechter beziehen. Bei den Mädchen wird immer noch diejenige bewundert und beneidet, die herausragende schulische Leistungen bringt. Bei den Jungen tritt der vorbildliche Schüler seine Führungsposition an den größten Angeber, das dreiste Großmaul und den schlimmsten Rabauken ab (The Weaker Sex, 2015). Man darf annehmen, dass diese Rückentwicklung auch mit der fortschreitenden Auflösung des Rollenbilds des erwachsenen Mannes zu tun hat. Bei den Mädchen gibt es keine vergleichbaren Einbußen.

In Europa und Nordamerika wächst die paranoide Angst vor einer massenhaften Zuwanderung von Menschen aus unterentwickelten Ländern. Die Zuwanderer kommen aus Gesellschaften, in denen noch die Maßstäbe des Vaters gelten. Und die männlichen Zuwanderer leiden ihrerseits, wenn sie nach ihrer Ankunft bei uns von der postpatriarchalen Regression des Westens angesteckt werden. An diesem Punkt verlassen sie die sichere Welt des Vaters und werden wieder zu aggressiven, ungeduldligen, hypersexualisierten Männern. Wenn wir allerdings das vom Westen als besonders fremd empfundene Phänomen des barbarischen islamischen Staats analysieren, müssen wir zur Kenntnis nehmen, wie viel es gerade dem Westen verdankt. Wir sind postpatriarchal. Die Grausamkeiten von ISIS sind vormodern. Gleichzeitig hat ISIS aber auch eine Lektion unserer Geschichte und unserer Niedergänge gelernt: Der Islamische Staat ist postpatriarchal. Sein Kern ist die männliche Horde. Ein Teil der ISIS-Kämpfer sind junge muslimische Einwanderer, die in Europa ansässig sind oder sogar als europäische Staatsbürger geboren und zum radikalen Islam übergetreten sind – ähnlich wie sich andere schwache Jugendliche satanischen Sekten anschließen. Sie haben sich hypereuropäisiert, ja sie werden zu Prototypen des in der »vaterlosen Gesellschaft« verlorenen Jugendlichen (Mitscherlich, 1963). Bei dieser Verführung spielt die Pornografie des Blutes, wie sie im Internet verbreitet wird, eine wichtige Rolle. Diese Abhängigkeit vom Netz hat gleichfalls nichts mit dem Islam, sondern mit einem für die schwächsten männlichen Jugendlichen des Postpatriarchats typischen Suchtverhalten zu tun.

Um es in den Symbolfiguren eines weltbekannten italienischen Klassikers auszudrücken: Diese haltlos gewordenen Jugendlichen sind wie schwache Pinocchio, die den glanzlosen Geppetto verlassen, um dem betörenden Lucignolo zu folgen (auch die Einwanderer, die in der islamischen Welt vor dem Alkohol geschützt waren, lassen sich hier von ihm verführen). In der Sprache des vorliegenden Buches: Sie regredieren zum

Männchen im Tierreich, das unter dem Gegenpol des Vaters in einem Dornröschenschlaf liegt. Wir sehen in ihnen zu Recht ein Problem. Doch ihr Problem besteht darin, dass sie sich von uns anstecken ließen und ihre Struktur verloren haben, ohne sich eine neue anzueignen.

Ein Grund für die tragische Kluft zwischen dem angelsächsischen Amerika und Lateinamerika liegt Untersuchungen zufolge in zwei radikal unterschiedlichen Formen der Kolonialisierung. Die Einwanderer, die nach Nordamerika aufbrachen, kamen mit ihren Familien – und mit der Gesellschaft und der Religion, mit der sie in Europa aufgewachsen waren. Fleißig und arbeitsam verpflanzten sie ihr Patriarchat in den neuen Kontinent. Die Einwanderer Mittel- und Südamerikas dagegen waren über viele Generationen hinweg alleinstehende Männer ohne eine Familie; sie schlugen zwar Wurzeln, wurden aber jahrhundertlang nicht zu Vätern. Sie waren in jeder Hinsicht *conquistadores*, Eroberer, deren Beziehung zu den einheimischen Frauen auf Sex beschränkt war, während sie die Fürsorge für die von ihnen gezeugten Kinder vernachlässigten. In den vom spanischen Mutterland am weitesten entfernten Gebieten brachten es Europäer, die Machtpositionen innehatten, auf Dutzende Konkubinen. Die spanische Adlige Mencía de Sanabria führte eine kleine Flotte mit Frauen im heiratsfähigen Alter über den Atlantik, die wie sie selbst bereit waren, in Südamerika europäischstämmige Männer zu ehelichen und zu versuchen, sie zur Zivilisation zurückzuführen. Die Expedition, über die wir leider wenig wissen, endete in einem Desaster (vgl. Zoja, 2016 [2010]).

In Lateinamerika spiegelt sich die mangelnde Verantwortungsbereitschaft des Mannes, der sich nicht zum Vater entwickelt hat, bis heute indirekt in der chaotischen und aggressiven Führung des Gemeinwesens.²

Vielleicht gibt es für den Westen eine Möglichkeit, aus der Geschichte zu lernen. Bevor man die Zuwanderung verbietet oder ohne Einschränkungen zulässt, könnte man versuchen, der Zuwanderung von Familien den Vorzug zu geben. Sie sind der beste Schutz gegen die Zusammenrottung junger Männer zu Horden, die schon heute das Leben in den verwaorlosten Peripherien westlicher Städte vergiften.

Ohne eine starke, durch einen starken Vater aufgewertete Mittelschicht haben, wie es aussieht, bisher kein Land und keine ethnische Gruppe den Weg in die Moderne geschafft. Selbst die skandinavischen Gesellschaften

2 Die chilenische Soziologin Sonia Montecino (1991) sieht im abwesenden Vater eine Kristallisation der beiden großen Tragödien Lateinamerikas. Ihrer Ansicht nach fehlt sowohl der Familienvater als auch die Vaterfigur in der Politik, die traditionell arrogant und fern ist.

bilden nur scheinbar eine Ausnahme. Hier verhindern heute der Wohlstand und die sozialen Sicherungssysteme eine Ausgrenzung lediger Mütter. Zu Beginn der Modernisierung dagegen hatten die Väter noch ihren Platz in der Familie inne, entsprechend einer protestantischen Tradition, die sich in säkularisierter Form bis heute in der Zuverlässigkeit, Nüchternheit und Leistungsfähigkeit des skandinavischen Alltagslebens manifestiert. Der eindrucksvollste Beleg für diese »Regel des Vaters« ist eher die atemberaubende Entwicklung Chinas. In den letzten Jahrzehnten führte dieses Land das historisch größte Experiment einer Bevölkerungskontrolle durch. Der Staat behielt sich das letzte Wort vor, nicht nur zur Anzahl der Kinder in einer Familie (bis auf wenige Ausnahmen war nur ein Kind erlaubt), sondern auch zur Sexualität. Bis 1997 war Sex außerhalb der Ehe offiziell verboten, Abtreibung dagegen wurde leicht gemacht, ebenso die Freigabe Neugeborener zur Adoption. Aufgrund von leidvollen Umständen der jüngeren Geschichte und der großen Bedeutung, die das Band zwischen den Generationen schon seit Jahrtausenden hat, ist daher in der chinesischen Familie der Vater sehr viel präsenter als im Westen, ganz zu schweigen von Afrika oder Lateinamerika. Bei Gleichheit aller anderen Umstände muss man sich fragen, ob China ohne den Vater sein Wirtschaftswunder genauso gut geschafft hätte. Wie wir sehen werden, ermöglicht diese Präsenz des Vaters auch jenen Familien Spitzenleistungen, die aus China (oder aus dem Fernen Osten) in die Vereinigten Staaten übersiedelt sind.

Warum dieses Buch

Der allmähliche Niedergang des Vaters hat zwei Aspekte. Der erste ist symbolisch und kulturell und betrifft die Werte und Leitbilder. Die Gesellschaft wird immer säkularer. Es wohnt kein höchster Vater mehr im Himmel: Das Symbol für den Vater schlechthin ist verschwunden. Auch die »Väter des Vaterlandes« sind vergessen oder werden als Negativbeispiele betrachtet. Der zweite Aspekt ist die Statistik: Die Väter verschwinden aus den Familien. Das 20. Jahrhundert war das Jahrhundert der Scheidungen, die in den Vereinigten Staaten um 700 Prozent zunahmen. Trotz formaler Fortschritte in den Gepflogenheiten und in der Gesetzgebung bleibt die überwältigende Mehrheit der Kinder bis heute bei ihren Müttern. In sozialen Gruppen und Städten, die Vorreiter dieser Entwicklung sind, wächst die Hälfte der Kinder ohne Vater auf. Die Auflösung der Familie hat sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts in gewisser Hinsicht fortgesetzt, während

andere Zeichen auf ein wachsendes Bewusstsein für die Konsequenzen hindeuten, die eine allzu offene Familie für die Kinder haben kann. Auch die Rücksichtnahme auf deren Bedürfnisse nimmt zu. In den Vereinigten Staaten hat der Prozentanteil der Kinder, die mit beiden Elternteilen aufwachsen (der im vergangenen Jahrhundert immer weiter schwand), womöglich inzwischen ein recht stabiles Niveau erreicht. Die Frage, wie viele von ihnen mit dem Vater allein aufwachsen, hängt unmittelbar mit dem Thema dieses Buches zusammen. Offiziellen Berechnungen zufolge sind es nach einem Jahrhundert des Feminismus und nach Jahrzehnten der Männerbewegungen lediglich 1 Prozent – geschiedene, getrennt lebende, unverheiratete und verwitwete Väter zusammengenommen; dieser Prozentsatz scheint sich zwischen den 1960er Jahren (dem Beginn dieser Statistik) und 2014 nicht signifikant verändert zu haben (US Census Bureau, 2014). Andere Untersuchungen, die sich gleichfalls auf das US-amerikanische Statistikamt stützen (Zill, 2015), sind hingegen optimistischer. Demnach wuchsen im Jahr 2015 4 Prozent der Kinder nur mit ihrem Vater auf. Einer US-amerikanischen Quelle von 2014 (Livingston, 2014) zufolge nimmt die Zahl der Familien zu, in denen ein Elternteil dauerhaft zu Hause bleibt. Dieser Anteil stieg von 10 Prozent im Jahr 1989 auf 16 Prozent im Jahr 2012. Es ist richtig, dass die Zahl der Väter, die zu Hause bleiben (die Stay-at-home Dads), auch deshalb gestiegen ist, weil im Betrachtungszeitraum die Arbeitslosigkeit gestiegen ist. Doch wenn man die Millionen, die zu Hause bleiben, genauer betrachtet, zeigt sich ein überraschender Befund: Der Anteil derjenigen, die nicht durch Arbeitslosigkeit gezwungen sind, zu Hause zu bleiben, sondern dies freiwillig tun, erhöhte sich von 5 Prozent im Jahr 1989 auf 21 Prozent im Jahr 2012. Untersuchungen des Pew Center bestätigen, ebenfalls für die Vereinigten Staaten, ein wachsendes Engagement der Väter für ihre Kinder (Parker, 2015). Der Anteil der nicht erwerbstätigen Väter, die dauerhaft zu Hause sind, stieg zwischen 1989 und 2014 von 4 auf 7 Prozent. Die Studie untersucht nicht den Grund dafür, stellt jedoch fest, dass sich zwischen 1965 und 2011 die Zahl der Stunden, in denen sich amerikanische Väter wöchentlich um ihre Kinder kümmern, von 2,5 auf 7 erhöht hat. Über diesen langen Betrachtungszeitraum hinweg ist das ein Zuwachs von 180 Prozent, ein unbestreitbarer Fortschritt in der Übernahme väterlicher Verantwortung. Dennoch sind die Väter noch weit davon entfernt, sich im selben Maß einspannen zu lassen wie ihre Partnerinnen: Die Mütter widmen ihren Kindern wöchentlich 14 Stunden, genau doppelt so viel wie die Väter.

In Europa ist die Situation uneinheitlicher. In Skandinavien kommt fast die Hälfte aller Kinder unehelich zur Welt. In den nordischen Ländern

wird die soziale Inklusion von einer langen Tradition des säkularen Staates und der staatlichen Hilfe für die sozial Schwächeren erleichtert. Hier ist die Zahl der jungen Mütter zwar größer, aber es geht ihnen besser als in anderen Ländern. Allerdings handelt es sich hier um unvollständige statistische Daten. Gerade aufgrund der Toleranz und des Pragmatismus der skandinavischen Gesellschaften ist in diesen Ländern die Zahl der Paare besonders hoch, die dauerhaft zusammenleben und Kinder haben, ohne verheiratet zu sein: in richtigen Familien, in denen nicht das männliche Elternteil, sondern lediglich die Institution der Ehe fehlt.

In der Europäischen Union insgesamt jedoch sind die Schwierigkeiten von Kindern, die vaterlos aufwachsen, mit denen in den Vereinigten Staaten vergleichbar. Laut Angaben von Eurostat, dem Statistischen Amt der Europäischen Union, betrug Ende des 20. Jahrhunderts in Familien mit beiden Elternteilen das Risiko der Kinder, in die Armut abzurutschen, 19,3 Prozent; in Familien, in denen ein Elternteil fehlte (fast immer der Vater), lag diese Quote bei 49,8 Prozent (Eurostat, zitiert in *Newsweek*, 124/3, 20. Januar 1997).

In der Folge kam es zu Reaktionen, die denen aggressiver feministischer Gruppen ähnelten. US-amerikanische Organisationen zur Verteidigung der Rechte von Männern betrachten sich gern als Opfer und verbreiten alarmierende Zahlen: »Unser Rechts- und Familiensystem missachtet die Bedeutung der Männer für die Familie; in 90 Prozent der Fälle wird das Sorgerecht der Mutter anvertraut, wodurch die Väter in ihrer Teilhabe an der Familie faktisch eingeschränkt werden« (Foundation for Male Studies, 2012). Organisationen zur Verteidigung der Rechte von Männern verweisen auch auf Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO, nach denen die Selbstmordrate von Männern drei Mal so hoch ist wie die von Frauen (WHO, 2014).

Das ist grundsätzlich richtig.³ Doch die Selbstmordrate von Männern war schon immer höher als die von Frauen: soweit wir wissen, in fast allen Ländern und Epochen und auch dann, wenn die Männer alle Macht inne-

3 Zu beobachten ist jedoch auch eine steigende Selbstmordrate von Frauen, was diese Angaben relativieren könnte. In China nehmen sich heute mehr Frauen als Männer das Leben. Da dieser Prozentsatz besonders hoch ist und China das bevölkerungsreichste Land der Welt ist, könnte dieser Anstieg auch die weltweiten Zahlen beeinflussen und die obigen Prozentraten verringern. Eine häufige Ursache für den Selbstmord chinesischer Frauen liegt darin, keinen männlichen Nachkommen geboren zu haben, bei einer Gesetzgebung, die nur ein einziges Kind erlaubt. Dieses Gesetz wurde 2015 weitgehend abgeschafft (persönliche Mitteilung von Professor Heyong Shen). In China werden diese Probleme auf Fachkongressen diskutiert, während man gleichzeitig zu verhindern sucht, dass eine breite Öffentlichkeit davon erfährt.

hatten und die Frauen nicht einmal das Wahlrecht besaßen. Schuld ist also mit Sicherheit nicht eine die Frauen bevorzugende Gesetzgebung.

Im *Newsletter* der Foundation for Male Studies aus dem Jahr 2012 heißt es: »82 Prozent der Arbeitsplatzverluste im Zuge der Wirtschaftskrise betreffen Männer. Nach Angaben des US-amerikanischen Arbeitsministeriums bilden Männer (mit 49 Prozent) erstmals in der Geschichte der Vereinigten Staaten die Minderheit der nationalen Erwerbsbevölkerung« (Foundation for Male Studies, 2012). Auch dies hat einen wahren Kern, muss aber in einem historischen Kontext gesehen werden. Der Arbeitsmarkt hat schon immer die Männer bevorzugt. In einer Zeit der Krise und der Abschaffung von Privilegien haben Männer sowohl Arbeitsplätze verloren als auch einen Prozentsatz des im Vergleich zu den Frauen höheren Anteils am Volkseinkommen. Doch beim Volkseinkommen ist der Gesamtanteil bei den Männern nach wie vor höher als bei den Frauen. Diese Selbststilisierung der Männer als Opfer hat zur Folge, dass man »die Gesellschaft«, die Politik oder die Frauen für schuldig erklärt und damit einen weitaus sinnvolleren Schritt verhindert: die Selbstkritik der Männer.

Das US-amerikanische Statistikamt verfügt heute auch über Daten zu den beiden – neben Weißen und Schwarzen – größten ethnischen Gruppen der Vereinigten Staaten: den Hispanics und den Asiaten (US Census Bureau, 2014). Daten aus dem Jahr 2014 zufolge leben 58 Prozent der amerikanischen Kinder bei ihren leiblichen Eltern, die ein verheiratetes Paar sind. Hinter den statistischen Daten verbergen sich jedoch sehr unterschiedliche Realitäten. Bei den Afroamerikanern trifft dies nur auf 29 Prozent zu. Bei den Latinos (Hispanics) liegt der Anteil bei 52 Prozent, bei den Weißen bei 68 und bei den Asiaten sogar bei 80 Prozent. Die Asiaten sind demnach nicht nur bei den schulischen Leistungen der Klassenprimus, sondern auch in den statistischen Erhebungen zur Familie.

Das Internet ermöglicht heute einen enorm schnellen Zugang zu Daten über die Zusammensetzung von Familien und über die Abwesenheit der Väter. Seinerzeit musste man darauf warten, dass diese aus Studien gewonnenen Daten in Bücher Eingang fanden.

Bei meinen Recherchen stützte ich mich vor allem auf gedruckte Bücher, an erster Stelle auf Michael E. Lambs monumentale Studie über den Vater (Lamb, 1976ff.). Alle von mir konsultierten Publikationen, zumeist US-amerikanische, stellten einen dramatischen Rückzug des Vaters aus der Erziehung der Kinder fest. Ausgehend von ähnlichen Daten kamen sie jedoch oftmals zu unterschiedlichen Ergebnissen. Die Konservativen hielten eine Rückkehr zur traditionellen Familie und zur traditionellen Va-

terrolle für möglich; ein extremes Beispiel war die Bewegung der Promise Keepers. Die meisten Bücher jedoch waren fortschrittlich und politisch korrekt: Sie befürworteten und unterstützten die Ankunft der »neuen Väter«. Ich werde im vorliegenden Band alle diese Positionen erörtern, hier jedoch soll der Hinweis genügen, dass ich von beiden Vereinfachungen Abstand nehme. Man sollte nicht für die Rückkehr eines wie immer getarteten Patriarchats plädieren. Zum einen, weil die Geschichte keine Erzählung ist, die man noch einmal schreiben könnte, zum anderen, weil damit ein Primat des Mannes wiederhergestellt werden würde, das mit viel Missbrauch und wenig demokratischen Rechten verbunden war. Aber auch die Idee des »neuen Vaters« kann man nicht uneingeschränkt akzeptieren; sie ist richtig, verzichtet aber auf vieles. Ein solcher Vater ist eine Art Ersatzmutter. Bei kleinen Kindern in einer modernen Paarbeziehung, in der beide Eltern berufstätig sind, ist diese Lösung oft alternativlos, lässt aber die meisten psychologischen Aufgaben unerfüllt, die seit Urzeiten dem Vater zugeordnet sind. Das verdeutlicht ein italienischer Neologismus zur Bezeichnung dieses männlichen Helfers der Mutter: »mammo«. Ein Wort, das zwar durchaus liebevollen Respekt ausdrücken kann, aber keinen Zweifel daran lässt, dass jene Beständigkeit und zukunftsgerichtete gestaltende Kraft fehlen, die man sich von der väterlichen Figur erwartete. In der westlichen Kultur war sie notwendig für die Sozialisierung der älteren Kinder. Und wie uns die Geschichte lehrt, kann das, was das Verhalten der Völker seit Jahrtausenden bestimmt, zwar in seiner sichtbaren Gestalt verschwinden, dennoch aber weiterhin im kollektiven Unbewussten gegenwärtig bleiben und den gesellschaftlichen Alltag beeinflussen.

Es wächst das Bewusstsein für das Problem, von dem in diesem Buch die Rede ist, und damit auch die Zahl der wissenschaftlichen Untersuchungen und das statistische Datenmaterial zur Vaterschaft (vgl. Zoja, 2014). Wie Freud und Jung gesagt haben, ist das Bewusstsein für psychische Schwierigkeiten nicht gleichbedeutend mit deren Verschwinden, doch es ist der erste und wichtigste Schritt, um Abhilfe zu schaffen. Die Zahlen verraten, dass die Abwesenheit der Väter womöglich einen Höchststand erreicht hat: auf einem extrem hohen Niveau, gewiss, das aber nicht weiter ansteigt. Den Statistiken, aber auch den praktischen Erfahrungen von Psychotherapeuten verschiedener Länder zufolge wächst gleichzeitig spürbar die Zahl der Väter, die sich (ob getrennt oder mit der Mutter zusammen lebend) persönlich um ihre Kinder kümmern.

Das Internet stellt heute eine Fülle an Informationen zu dem Thema bereit, mit dem wir uns hier beschäftigen. Das ist leider nicht immer von Vorteil. Die digitale Kommunikation bevorzugt zunehmend Tabellen und

Statistiken. Gegenüber den im Internet veröffentlichten Artikeln geraten somit Buchpublikationen ins Hintertreffen. Gleichzeitig gewinnen die numerischen Daten die Oberhand über geisteswissenschaftliche Schriften, in denen nicht nur die quantitativen, sondern auch die qualitativen Aspekte des Problems untersucht werden. Dem letzten Band von Lambs Untersuchungen fehlt der majestätische Fluss der vorausgehenden Bände; er verliert sich in spezialisierten Detailerörterungen. Was ist die besondere Aufgabe des Vaters und warum heißt es von allen Seiten (wenngleich mit unterschiedlichen Begründungen), seine Abwesenheit sei ein Problem? »Die Väter haben nach wie vor großen Einfluss auf die soziale Adaptation [der Kinder], ein Einfluss, der aus nicht genau verstandenen Gründen umso wichtiger wird, je mehr sie sich zu Erwachsenen entwickeln«, schrieb Lamb (1976ff.) in der Einleitung zu seinem Werk, das man als die Summe der internationalen Forschungen über den Vater bezeichnen könnte. Die Psychoanalyse, besonders die jungianische, und das Buch, das Sie in Händen halten, versuchen, einen Beitrag zu diesem Verständnis zu leisten, das sich einer stark spezialisierten Forschung entzieht. In meiner Studie habe ich versucht, meine Argumentation so weit wie möglich durch Zahlen zu untermauern: Im 21. Jahrhundert kann die Psychologie nicht bei der Metapsychologie stehen bleiben. Aber sie wird auch niemals bei den Zahlen stehen bleiben können. Zahlen werden bei der Beschreibung komplexer Sachverhalte, die – wie Mutter- oder Vaterschaft – vor allem aus Gefühlen bestehen, immer unzureichend bleiben. Die Notwendigkeit, sie zu erörtern, wird niemals schwinden, das zeigt die Tatsache, dass das vorliegende Buch in immer neue Sprachen übersetzt wird. Bisher ist es in ein Dutzend Sprachen erschienen, und es ist sehr wichtig, dass auch das Deutsche dazugehört.

Literatur

- Bernard, P. (2013) AfricADN, le business des tests génétiques. *Le Monde*, 26. Juni 2013.
- Foundation for Male Studies (2012). Newsletter, 31. Dezember 2012, <http://www.male-studies.org/donate.html>
- Kristof, N. (2015). »Moynihan Was Right«. *International New York Times*, 13. März 2015.
- Lamb, M. E. (Hg.). (1976, 1981, 1997, 2004, 2010). *The Role of the Father in Child Development*. 5 Bände. New York: Wiley.
- Livingston, G. (2014). Growing Number of Dads Home with the Kids, 5. Juni 2014, <http://www.pewsocialtrends.org/2014/06/05/growing-number-of-dads-home-with-the-kids/>

- Mitscherlich, A. (1963). *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. München: Piper.
- Montecino, S. (1991). *Madres y huachos. Alegorías del mestizaje chileno*. Santiago: Cuarto propio-CEDEM.
- Moynihan, D.P. (1981 [1965]). The Negro family. The Case for National Action. Washington: Office of Policy Planning and research, US Department of Labor; Nachdruck 1981, Westport: Greenwood Press.
- Obama, B. (2008). Transkript von Obamas Rede zur Vaterschaft, 15. Juni 2008, http://www.nytimes.com/2008/06/15/us/politics/15text-obama.html?_r=001_VW_Zoja_2787.docx
- OECD (2003). First Results from PISA 2003, <http://www.oecd.org/edu/school/programmeforinternationalstudentassessmentpisa/34002454.pdf>
- Parker, K. (2015). 5 Facts about Today's Fathers, 18. Juni 2015, <http://www.pewresearch.org/fact-tank/2015/06/18/5-facts-about-todays-fathers/>
- The Weeker Sex (2015). The Weaker Sex. *The Economist*, 7. Mai 2015, <http://www.economist.com/news/international/21645759-boys-are-being-outclassed-girls-both-school-and-university-and-gap>
- US Census Bureau (2014). Living Arrangements of Children, 30. Oktober 2014, www.census.gov/hhes/families/data/children.html
- WHO (2014). Preventing Suicide. A Global Imperative, http://apps.who.int/iris/bitstream/10665/131056/1/9789241564779_eng.pdf
- Williams, H.A. (o.J.). How Slavery Affected African American Families, <http://nationalhumanitiescenter.org/tserve/freedom/1609-1865/essays/aafamilies.htm>
- Zill, N., (2015). More Than 60% of U.S. Kids Live with Two Biological Parents, 2. Februar 2015, family-studies.org/more-than-60
- Zoja, L. (2014). »I padri del nuovo secolo: meglio simbolici che naturali«. *L'Indice dei libri del mese*, Februar 2014.
- Zoja, L. (2016 [2010]). *Centauri. Mito e violenza maschile*. Rom, Bari: Laterza; erweiterte Neuauflage 2016, Turin: Bollati Boringhieri, S. 21ff.